

Ilja Leonard Pfeijffer. *Brieven uit Genua*. Amsterdam, Antwerpen: De Arbeiderspers, 2016. 747 S.

Übersetzung: Gerd Busse

-.-.-

[S. 9-15]

Erster Brief

Genua, 27. April 2012

Liebe Gelya,

heute habe ich erstmals in diesem Jahr die großen Fenster zur Straße hin weit geöffnet. Endlich ist es Sommer. Die Geräusche der Stadt wehen in meine Wohnung hinein. Es ist gerade zwölf Uhr vorbei. Die Hunderten Glocken Genuas haben fröhlich geläutet. Ich weiß, wie sehr Du die tägliche Kakophonie liebst, das Bimbam vorlauter Gören, ganz nah und weit entfernt, die alle gleichzeitig und durcheinander und so laut es geht ihren eigenen Ton und Rhythmus zu halten suchen. Gott sei Dank bin ich Atheist. Aber auch ich habe angefangen, die Glocken zu lieben. Vor allem, weil ich dabei immer daran denke, wie fröhlich sie Dich machen würden, wenn Du hier wärst.

Auf der Piazza ist alle Welt damit beschäftigt, so intensiv wie möglich den strahlend schönen Tag zu genießen. Die Terrassen sind gefüllt. Ich höre das Klimpern der Teelöffel in den Kaffeetassen, das Ticken der Messer und Gabeln auf einfachen Tellern mit Pasta und das Klingen – *cin cin* – der Prosecco-Gläsern. Ich höre das Stimmengewirr aus Hunderten von heiteren, nichtssagenden Gesprächen. Es ist Freitag. Nach dem Mittagessen muss jeder noch ein paar Stündchen arbeiten, und dann ist das Wochenende da. Die *movida* auf der Piazza wird heute Abend alle Rekorde brechen, das ist bereits jetzt deutlich zu spüren. Alle wird es hierher ziehen, um zu feiern, dass der Sommer an einem Freitag gekommen ist.

Ja, natürlich höre ich auch die Bauarbeiter, das ist wahr. Die Schule, die sie schräg gegenüber meiner großen Fenster bauen, ist noch längst nicht fertig. Jetzt sind sie beim dritten Stockwerk angelangt. Darauf werden noch zwei weitere Stockwerke gesetzt, und dann werde

ich den Balkon von Irene und Beppe auf der anderen Seite nicht mehr sehen können. Doch vielleicht ist das nicht so schlimm. Die beiden sitzen ohnehin fast nie auf dem Balkon. Meines Erachtens liegen sie fast den Tag über im Bett. Vor allem Irene. Sie wird gegen ein Uhr wach, geht dann frühstücken und wird davon so müde, dass sie anschließend eine Siesta halten muss. Doch sie ist eine Diva, und das Leben einer Diva ist schwer. Ich habe sie gestern beim Aperitif gesehen. Das war so gegen halb acht. „Come stai?“, habe ich gefragt. „Ho sonno“, sagte sie. Italiener sind meines Erachtens das einzige Volk in Europa, das sich nicht schämt, zu jeder beliebigen Tageszeit zu sagen, dass sie schlafen wollen. Ich habe gesagt, dass sie ruhig mit dem Kopf auf dem Tisch schlafen dürfe und ich sie schon wecken würde, wenn etwas passiert. Es passiert sowieso nie etwas.

Die Bauarbeiter machen Krach. Sie schlagen mit Dingen auf Dinge. Das machen sie nun schon seit fast zwei Jahren. Und neulich dachte ich daran, wie viele Berufe es gibt, bei denen man die ganze Zeit über auf irgendetwas schlagen muss. Die meisten Menschen machen sich das nicht klar. Der Metzger, der das Schlachtgut entbeint, der Pflasterer, der die Pflastersteine an ihren Platz klopft, der Konzertpianist, der Tennisspieler, der Bildhauer, der Boxer, der Hufschmied, der Drummer einer Band, der Barmann, der einen Mojito mixt, der Tischler, der ein Bücherregal baut, der Holzhacker, der einen Waldriesen fällt, der Lobbyist, der auf Schultern klopft, der Vorsitzende, der seinen Sitzungshammer betätigt. Und es gilt sogar für meinen Beruf. Um Dir diesen Brief hier zu schreiben, muss ich ein paar tausend Mal in der richtigen Reihenfolge auf die Tasten meines Laptops schlagen.

Doch der Lärm, den die Bauarbeiter machen, stört mich nicht. Das kommt daher, weil es italienische Bauarbeiter sind. Niederländische Bauarbeiter sind furchtbar. Sie stellen das Radio so laut es nur geht und singen niederländischsprachige Schlager mit, während sie sich den ganzen lieben langen Tag dumme Witze erzählen, bei denen sie schreien müssen, weil das Radio so laut ist. Italienische Bauarbeiter bauarbeiten einfach. Und wenn sie sich gegenseitig beschimpfen, was sie oft tun, ist das nur exotisch, weil sie es auf Italienisch machen.

Sprichst Du noch Italienisch mit den Mäusen in Deiner Wohnung? Vielleicht könntest Du Dir besser eine Katze zulegen und mit ihr Italienisch sprechen. Ich stehe hier vor einer Kakerlakenplage. Und ich habe mit dem Reden aufgehört. Gespräche sind sinnlos. Es herrscht Krieg. Die Wohnung ist sauber, doch irgendwo gibt es ein Nest. Ich werde die fünfte Kolonne ausmerzen, mit allen Mitteln, die dazu erforderlich sind, angefangen mit Baygon-Spray. Simona hat ihn mir gekauft, irgendwo in einer illegalen Waffenhandlung, wo sie unter dem Ladentisch auch nukleares Spaltmaterial verkaufen. Jeden Morgen finde ich ein paar Leichen.

Sie sind grauenerregend. Italienische Kakerlaken (oder „Kakkerlakker“, wie Du sagen würdest) sind nicht die ärgerlichen kleinen grauen Biester, die wir in den Niederlanden gewohnt sind, sondern feuerrote Monster, so groß wie ein Feuerzeug, mit allerlei Tentakeln. Und sie sind ein gefürchteter Feind. Selbst wenn sie auf dem Rücken liegen und tot scheinen, fangen sie noch an, mit ihren Tentakeln furchterregend in der Luft herumzustochern, wenn ich sie aus der Nähe einsprühe, um sie niederzumachen. Simona kommt, um die Leichen wegzuschaffen. Aber es ist schon ein paarmal passiert, dass die Leiche plötzlich verschwunden war. Offenbar war sie selbst nach einer ganzen Sprühdose Baygon noch immer nicht tot genug.

Entschuldige, dass ich Dir davon erzähle. Ich würde Dich niemals mit diesem scheußlichen Gerede belästigen, wenn es nicht um etwas anderes ginge. Zum ersten Mal in meinem Leben spüre ich, wie es ist, Krieg zu führen. Du weißt, dass ich die Sanftmut selbst bin. Ich spreche mit Katzen und Mäusen, und Mücken dürfen mich stechen. Doch jetzt hat mich reiner, blinder Hass ergriffen. Ich mache keine Gefangenen. Ich werde sie auslöschen. Und mit dem Hass kommt der Abscheu. Der Anblick einer verstümmelten Leiche lässt mich fast kotzen. Das aber verstärkt den Hass nur noch. Ich werde zu einer Mordmaschine. So einfach geht das offenbar.

Und darum wird es sich wahrscheinlich auch heute Abend drehen. Ich gehe ins Theater. Ganz nach Arenzano, aber wir fahren mit dem Auto. Es ist die Premiere des neuen Theatermonologs von Irene. Beppe hat ihn für sie geschrieben. Sie haben mir schon viel darüber erzählt. Das Stück heißt *Monika*, mit einem *k*, und handelt von dem Mädchen, das nach Deutschland gereist ist, um den Mörder Che Guevaras zu ermorden. Es geht um Kampf, Ideale, blinden Hass und Mordlust. Das ist auch so etwas bei den Italienern. Wenn sie nicht gerade müde sind und schlafen wollen, sind sie mit der Politik beschäftigt, in dem Sinne, dass sie sich über irgendeine misslungene linke Revolution aus einer fernen Vergangenheit aufregen. Oder sie gehen essen. Aber das sind dann rechte Italiener. Ich mache mir ein bisschen Sorgen wegen des Stücks von heute Abend. Beppe schreibt gut, aber unter seinen Händen wird alles wie von selbst zu einem revolutionären Manifest. Zweifel und Mehrdeutigkeit interessieren ihn nicht, und genau das braucht dieses Thema meines Erachtens. Andererseits wird es ein Vergnügen sein, sich die Diva eine Stunde lang ansehen zu dürfen.

Hast Du in den letzten Tagen die niederländische Politik noch ein bisschen verfolgt? Ich weiß, dass es Dich derzeit offiziell interessiert, unter der Bedingung, dass ich Dir alles erkläre. Es war eine historische Woche. Nachdem das Kabinett zerbrochen war, verständigten

sich der Finanzminister und die Opposition innerhalb weniger Stunden auf eine historische Übereinkunft, und damit hat sich die politische Landschaft in den Niederlanden auf einen Schlag vollkommen verändert. Ich erinnere mich jetzt, dass ich Dir schon erzählt hatte, dass Wilders davongelaufen sei. „Was bedeutet das?“, hast Du gefragt. „Sind die Niederlande jetzt nicht mehr rassistisch? Meinen Glückwunsch. Dann sollten wir darauf anstoßen.“ Jetzt, nach dem brillanten strategischen Manöver insbesondere der linksliberalen D66 und von GroenLinks, eine Vereinbarung zu schließen, hat Wilders in der niederländischen Politik definitiv ausgespielt. Er ist irrelevant geworden. Nachdem wir ihn all die Jahre bekämpft haben – mit den roten Schlieren vor Augen, mit dem ich den Krieg gegen das Ungeziefer in meiner Wohnung führe –, können wir ihn endlich in aller Ruhe ignorieren. Ich werde es Dir aber noch besser erklären. Man hat mich gefragt, ob ich für eine niederländische Zeitung dazu einen Kommentar schreiben könnte. Oder besser gesagt: Ich habe es der Redaktion aufgedrängt. Der Schornstein muss schließlich rauchen, wie man da oben bei Euch sagt. Die Idee kam mir gestern Abend auf der Terrasse. Daraufhin bin ich die fünf Meter zum Internetcafé gegangen, und innerhalb einer Minute hatte ich die Antwort der Redaktion, dass sie mir ein paar Spalten freihalten würden. Internet ist manchmal doch schon eine praktische Erfindung. Meines Erachtens wird das noch mal ein großes Ding, dieses Internet.

Obwohl man mit dieser Art von Geständnissen vorsichtig sein muss, werde ich die Wahrheit erzählen. Ich habe schon mal von Berlusconi geträumt. Er gab eine Pressekonferenz. Ich war dabei zugegen, und mein Auftrag lautete, ihm eine kritische Frage zu stellen. Das klappte auch. Doch anstatt zu antworten, sah er mich lächelnd an. Er stand auf, kam zu mir und legte einen Arm um meine Schulter. „Komm“, sagte er, „ich muss dir was zeigen.“ Wir machten einen langen Spaziergang am Fluss, wobei er mich auf die Schönheit der Landschaft und der Gebäude hinwies. Er war freundlich, amüsant und außerordentlich charmant. Es schien, als würde ich in der guten Gesellschaft eines alten Freundes verkehren. Ich verstand ihn.

All meine niederländischen Freunde, die mich in Italien besuchen, stellen mir früher oder später dieselbe Frage. Wie es doch möglich ist, dass ein so zivilisiertes und angenehmes Volk wie die Italiener jemandem wie Berlusconi seine Stimme gibt. Und seien wir ehrlich. Es ist eine verständliche Frage. Er ist ein Verbrecher. Seine Verbindungen zur Mafia sind bewiesen. Er ist ein alter geiler Bock und ein beispielloser Egomane. Er ist ausschließlich deswegen in die Politik gegangen, weil es seinen eigenen Interessen dienlich ist. Er ist im Kern antidemokratisch und ein widerwärtiger Populist. Aber das alles wissen wir inzwischen. Ich wollte etwas anderes zur Sprache bringen.

Es ist ein großer Fehler, Berlusconi zu unterschätzen. In den ausländischen Medien wird er meist als ein Clown dargestellt. Mit seinem „Bunga Bunga“. Mit seinen zahllosen Ausrutschern. So entsteht das Bild eines Mannes, den man absolut nicht ernst nehmen kann. Und genau dieses Bild ist nicht gerechtfertigt. Berlusconi ist kein Clown. Er ist ein außerordentlich intelligenter Mann mit einem beispiellosen politischen Instinkt. Das macht ihn auch so gefährlich.

Zunächst einmal besitzt er die Gabe des Wortes. Sein Italienisch ist elegant, gepflegt und hebt sich wohltuend von dem Geschrei mancher Straßenkämpfer aus der Opposition ab. Außerdem hat er das Talent, Worte und Begriffe umzudeuten und zu annekieren. Darin ist er verblüffend virtuos. Auch als sein Feind kann man dem nur Bewunderung zollen. Als es vor ein paar Jahren in Rom eine riesige Demonstration gegen seine Regierung gab, an der gut eine Million Menschen teilnahmen, war seine Reaktion: „Dies zeigt, dass wir in Italien leider noch Jahrzehnte brauchen werden, um eine wahrhaft demokratische Opposition zu bekommen.“ Das ist ebenso unverschämt wie genial. Er benutzt den Erfolg einer außerparlamentarischen Aktion der Opposition, um den Begriff der „Demokratie“ für sich selbst einzufordern. Und en passant zeichnet er das Bild einer Art natürlicher Situation, die mindestens Jahrzehnte anhalten wird, in der er regiert und die Opposition Opposition betreibt. Außerdem suggeriert er damit, dass er nichts lieber hätte als eine konstruktive Zusammenarbeit mit der Opposition, jedoch leider seufzend zu dem Schluss kommen müsse, dass es dafür keine Möglichkeit gibt, weil die Opposition nicht demokratisch ist. Selbstverständlich ist das alles Rhetorik. Aber brillante Rhetorik.

Auf eine vergleichbar virtuose Weise gelingt es ihm, die Prozesse, die gegen ihn wegen Korruption, Machtmissbrauch und Prostituiierung einer Minderjährigen geführt werden, in einen Faktor zu verkehren, der ihm zum Vorteil gereicht. Er stellt die Richter als linke Marionetten dar. Er schreckt auch nicht davor zurück, über die Rechtsfälle in Begrifflichkeiten eines Staatsstrechs zu sprechen. Und seine Logik ist von einer verführerischen Simplizität. Er ist der demokratisch gewählte Anführer des Landes, und die Richter sind bloß ernannt. Er hat die Legitimation des Wählers, die die Richter gänzlich entbehren müssen. Und so verwandelt er sich von einem Angeklagten in einen Vorkämpfer für die Demokratie. Wilders hat ihm diesen Trick gut abgeschaut.

Und ganz allgemein gelingt es ihm, das Image eines hart arbeitenden Managers zu kreieren, der weiß, wie man ein Milliardenunternehmen führen muss, der sich nun aus Liebe in den Dienst seines teuren Italiens gestellt hat und in seiner Arbeit nun durch veraltete demokratische Institutionen wie dem Parlament und der Verfassung, die kurz nach dem Krieg

von den Kommunisten entworfen worden ist, fortwährender Obstruktion ausgesetzt sieht. Ein bisschen so, wie die niederländischen Populisten sich gegen das „Haager Getue“ abgrenzen. Aber dann noch ein ganz klein wenig frecher. Er hat von den Wählern die Vollmacht erhalten, das Land zu führen, und wenn ihm demokratische Institutionen wie das Parlament und die Verfassung dabei Steine in den Weg legen, sind sie somit undemokratisch. In dem schwindelerregenden Hokusfokus seiner Rhetorik wird es so zu einem Höhepunkt der Demokratie, ihm die Allmacht zuzuerkennen und demokratische Kontrolle abzuschaffen.

Im Namen der Demokratie hat er die Demokratie dämonisiert, mit der Folge, dass die weit überwiegende Mehrheit der Italiener zu dem Schluss gekommen ist, dass die Politik nichts taugt. Und in solch einem Klima kann man ebenso gut auch für einen charmanten Schurken stimmen, der wenigstens weiß, wie er für sich selbst eintreten kann. Wir sind ihn noch lange nicht los.

Wie ich Dir schon sagte, es ist ein strahlend schöner Tag. Ich gehe gleich nach draußen, um im Caffè Letterario ein Gläschen zu trinken und nicht mehr an Insekten oder rechte Populisten zu denken. Die Mädchen werden schon vorbeikommen und mich abholen, wenn es Zeit ist, nach Arenzano zu fahren. Ich werde ohne Jacke hinausgehen und, für meine Rückkehr nach der Vorstellung, der Premierenfeier und der Nachbesprechung mit Beppe und Irene heute Abend, die großen Fenster an der Straßenseite offen lassen, und ich werde auf den wogenden Wellen des Gejauchzes der feiernden Menge auf dem Platz einschlafen. Und ich werde dich vermissen.

[S. 16-20]

Zweiter Brief

Genua, 26. Mai 2012

Liebe Gelya,

seit ein paar Tagen gibt es ein großes Problem auf dem kleinen Platz. Der Eigentümer eines der Apartments über dem Caffè Letterario hat sich überlegt, dass er umbauen möchte. Das Apartment soll aufgeteilt werden oder so. Zumindest hat Oscar mir das erzählt. Und der muss es wissen. Er ist als Eigentümer der Gradisca schon ein Menschenleben lang von frühmorgens bis spätabends auf der Piazza und weiß alles von jedem. Vor dem Baubeginn müsse an der Außenseite ein hohes Gerüst aufgestellt werden, direkt vor das Caffè Letterario, genau an der Stelle, wo mein Tisch zu stehen hat. Oscar erklärte mir, dass sie dazu gesetzlich verpflichtet seien, weil damit eine Arbeitsfläche von einem bestimmten Mindestumfang geschaffen werde, dem das Apartment selbst nicht genüge. Außerdem würde das Gerüst dazu dienen, Bauschutt abzutransportieren. Ich fragte ihn, ob er wisse, wie lange die Baumaßnahme dauern würde. Eine Woche? Ein paar Wochen? „Sechs Monate“, sagte er. „Mindestens.“

Manche Dinge sollte man einfach nicht wollen. Es ist zurzeit in Mode zu denken, dass im Prinzip alles möglich und alles gestattet ist. Diese Auffassung wird als eine positive Einstellung propagiert. Ich bin da jedoch anderer Meinung. Wenn man ein Apartment an der Piazza delle Erbe besitzt, kann man zwar finden, dass man das Recht hat, es umzubauen, aber wenn das Gesetz vorschreibt, dass man dann auf der belebtesten Terrasse der Stadt ein Gerüst aufbauen muss, das dort die gesamte Sommersaison über stehen wird, hat man dieses Recht eben nicht, denn so ein Gerüst ist undenkbar, das versteht sogar ein Kind. Dann bleibt also nichts anderes übrig, als zu schlussfolgern, dass es einfach nicht gestattet ist. Schade. Der Besitz eines Apartments auf dem schönsten Platz der Stadt ist ein Privileg, bringt aber auch Beschränkungen mit sich, und wenn man unbedingt umbauen will, hätte man eben ein Apartment in Castelletto oder Sturla kaufen müssen.

Die Gerüstbauer konnten ungestört ihrer Tätigkeit nachgehen, da das Caffè Letterario erst am späten Nachmittag öffnet, gegen vier Uhr, vor dem Aperitif. Als Elena, eine der vier Eigentümer, um diese Zeit herum eintraf, waren sie schon fast bis zum dritten Stock vorangekommen. Du kennst sie sicher, sie ist diese etwas ältere Frau mit der kleinen, runden

Brille, die immer die kulturellen Veranstaltungen für die Bar organisiert. Sie sieht wie eine gepflegte Dame aus, fast bürgerlich. Aber man sollte sie nicht unterschätzen. Sie hat eine aktive radikale Vergangenheit. Und sie war wütend. Ihre Terrasse hatte sich halbiert. Sie hat sofort die Polizei angerufen und verlangt, dass alle Genehmigungen kontrolliert würden. Und tatsächlich stellte sich heraus, dass alles Mögliche nicht in Ordnung war. Der Aufbau des Gerüsts musste per sofort eingestellt werden.

Doch das heißt natürlich nicht, dass das Gerüst auch abgebaut wurde. Und so steht es jetzt schon seit ein paar Tagen halb fertig auf dem Platz. Der Eigentümer des Apartments ist inzwischen höchstwahrscheinlich dabei, nachträglich die erforderlichen Genehmigungen zu regeln. Gleichzeitig versucht Elena, das über Beschwerdeverfahren zu verhindern. Und dieser juristische Streit kann leicht Monate in Anspruch nehmen. Oder Jahre. Oder nie beigelegt werden. Es ist eine Pattstellung, die typisch italienisch ist. Überall in der Stadt, überall im Land sieht man abscheuliche, halb vollendete, legale oder auch illegale Konstruktionen, die die stillen Zeugen eines nie völlig geklärten juristischen Konflikts sind. Sie dürfen nicht vollendet werden, doch ebenso wenig gibt es eine ausreichende gesetzliche Grundlage, um sie abzureißen. Es sind Denkmäler menschlicher Unfähigkeit, fehlgeleiteten Ehrgeizes, etwas in der Welt zu verändern, die verratene Gewissheit, dass alles bleibt, wie es war, und die Ohnmacht, im Dialog mit einem anderen Menschen zu leben.

Ich mag keine Veränderungen. Du weißt das. Du sagst dann immer, dass ich „staromodny“ sei und eine alte russische Seele hätte. Ich fasse das als Kompliment auf, auch wenn ich weiß, dass Du es nicht unbedingt so meinst. Aber der Punkt ist, dass ich recht habe. Etwas an irgendeiner Sache verändern macht es fast immer schlimmer. So wie etwa bei meinem Fernseher. Der funktionierte einfach immer. Von den sieben italienischen Kanälen, die ich empfangen konnte, taugte das eine noch weniger als das andere, aber ich konnte sie empfangen und sie mir anschauen, wenn ich es wollte. Und ich mochte es, im Sommer nachmittags die Giro oder die Tour einzuschalten, als Hintergrundfernsehen, und wenn ich nachts betrunken nach Hause kam, konnte ich bisweilen wahrhaftig einen Abenteuerfilm mit italienisch synchronisierten Dinosauriern genießen. Doch ein Fernseher, der es einfach nur tut, war natürlich nicht zeitgemäß und bedeutete faktisch nichts weniger als wirtschaftliche und kulturelle Stagnation. Was wir brauchten, war Innovation, Fortschritt, Veränderung. Wir bekamen digitales Fernsehen. Dafür mussten wir zwar für ein paar Zehner einen Decoder anschaffen, aber dann hätte man auch was, wurde uns versprochen. Damals hatten wir also nichts. Ich habe meinen Decoder brav bezahlt und angeschlossen, aber er empfängt kein Signal. Das ist jetzt schon seit gut einem halben Jahr so. Die Giro ist fast vorbei, und für die

Tour fürchte ich auch das Schlimmste. Aber es lässt sich nicht ändern. Es scheint daran zu liegen, dass das neue Signal von den Bergen blockiert wird. Ich muss einfach in Ruhe abwarten, bis die Berge durch Erosion verschwinden, und dann kann ich mir wieder Dinosaurier anschauen und werde feststellen, dass sich die Bildqualität stark verbessert hat.

Nenne mir *ein* Beispiel für eine Veränderung, die besser war als davor. Nun? Nur *ein* Beispiel. Siehst Du. Sogar der allseits so sehr gerühmte Fortschritt in der Medizin ist äußerst relativ, das kann ich Dir sagen. Ich tippe diesen Brief an Dich, während ich mit meinem linken Fuß ein Natronfußbad nehme. Ich habe nämlich eine hässlich eiternde Entzündung unter der Fußsohle, und mein Fuß ist enorm angeschwollen. Ich kann kaum laufen. Auf Drängen Saras, Simonas und der anderen Mädchen bin ich vorgestern dann zum Notdienst des Galliera-Krankenhauses gegangen. Nachdem ich dreieinhalb Stunden gewartet hatte, war ich endlich an der Reihe. Die Ärztin fragte, was das Problem sei. „Ich habe ein eiterndes Geschwür an meinem Fuß“, sagte ich. Ich zog den Schuh und die Socke aus, und die Ärztin hatte ihre Diagnose schon bald gestellt: „Du hast ein eiterndes Geschwür an deinem Fuß“, sagte sie. „Ich verschreibe dir ein Natronfußbad.“ Genau. Das dachte ich auch. Mehr noch, das tat ich bereits. Der einzige Fortschritt, den ich verbucht habe, besteht darin, dass ich meine Natronfußbäder jetzt durch einen offiziell ausgedruckten ärztlichen Bericht des Krankenhauses La Galliera unterstützt weiß.

Dieser Bericht hat übrigens etwas sehr Merkwürdiges. Ich weiß nicht genau, für wen er gedacht ist. Nicht für den Patienten, denn er ist voller medizinisch-technischer Fachausdrücke und Abkürzungen. Vielleicht für den Hausarzt. Aber ich habe keinen Hausarzt. Und es steht da etwas in Geheimsprache, in einer Mischung aus Italienisch und Latein. Eine der Empfehlungen lautet: „astinenza del potus.“ Doch zufälligerweise kann ich sowohl Italienisch als auch Latein lesen und verstehe verdammt gut, dass dort steht, dass ich mit dem Trinken aufhören muss. Was mischen sie sich eigentlich ein? Und außerdem, wenn man das findet: Sag es mir ins Gesicht. Das gibt mir wenigstens die Gelegenheit, dir dann auch ins Gesicht zu lachen. Warum muss das auf so feige Art und Weise in Nepp-Latein und über meinen Kopf hinweg meinem Hausarzt zugespült werden? Ich hatte es vergessen, aber jetzt erinnere ich mich wieder. Das war mir schon vorher passiert. Vor ein paar Jahren war ich auch schon in dem Krankenhaus, wegen meines anderen Fußes, und damals hatten sie in den Bericht geschrieben: „addominale globale curabile.“ Das kann nur eines bedeuten: dass ich einen dicken Bauch habe, was sich aber heilen lässt. Das, obwohl ich wegen des Fußes kam.

Mein Freund Stefan, der Urologe in einem Krankenhaus in Rotterdam ist, erzählte mir mal, dass sich auf dem Befund mancher Patienten die Abkürzung „S minus“ finde, was für „Schießpulver nicht erfunden“ stehe.

Das ist noch so ein Beispiel für eine Veränderung, die nicht unbedingt zu einer Verbesserung geführt hat: die Erfindung des Schießpulvers. Und wer das Schießpulver ebenfalls nicht erfunden hat, ist Massimo. Dieser hübsche Narr glaubte, allen eine Nase voraus zu sein. Er hatte im Viertel Maddalena einen Club aufgemacht, den Nick Massignello, in dem man rauchen durfte, vorausgesetzt, es handelte sich um pures Haschisch. In Genua kennt jeder diesen Club. Es gibt ihn schon seit Jahren. Die Carabinieri haben ihn vorige Woche auch entdeckt. Zwei Polizisten in Zivil gingen hinein, um jeden auf frischer Tat zu ertappen, und riefen anschließend ihre Kollegen an. Vier Polizisten in Uniform meldeten sich am Eingang, um die Verhaftungen durchzuführen. Aber Massimo war natürlich darauf vorbereitet, dass dies früher oder später passieren würde. Und er glaubte, eine Lösung gefunden zu haben. Er verweigerte den Polizisten den Zutritt aufgrund der Tatsache, dass sie keinen Mitgliedsausweis hatten. Italiener können manchmal so genial sein. Aber das brauche ich Dir nicht zu erzählen.

[S. 136-142]

Zweiter Brief

An den Nederlands Letterenfonds

Genua, 10. Januar 2013

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Laufe der Jahre habe ich Sie regelmäßig über die Entwicklungen und Fortschritte in den verschiedenen Projekten, für die ich ein Arbeitsstipendium von Ihnen empfangen durfte, auf dem Laufenden gehalten. Hierzu haben wir kürzlich noch, Anfang Dezember, per Mail Kontakt gehabt. Vielleicht würden Sie mir erlauben, dass ich Sie für die Evaluation früherer Projekte auf unsere Korrespondenz verweise.

Auch das jüngste Projekt, das Sie so großzügig unterstützt haben, ist zu einem befriedigenden Abschluss gelangt. Der große, ambitionierte Roman *Das schönste Mädchen von Genua* ist vollendet – während ich Ihnen dies schreibe, wird er gedruckt. Das Werk ist angekündigt, der letzte Umbruch korrigiert und die Druckfahnen sind bereits an diverse Medien versandt worden. Es ist lediglich verlagstechnischen Gründen geschuldet, dass ich zurzeit noch keine Exemplare schicken kann und der Erscheinungstermin um ein paar Wochen auf Mitte oder Ende Februar verschoben wurde. Falls jedoch gewünscht, kann der Verlag Ihnen selbstverständlich auch bereits vor diesem Termin die vollständig korrigierten Fahnen zukommen lassen.

Das schönste Mädchen von Genua ist in so gut wie jeder Hinsicht das Buch geworden, das mir schon seit Jahren vor Augen stand und das ich Ihnen in meinem Antrag aus dem Jahr 2011 beschrieben habe, mit der womöglich wichtigsten Ausnahme, dass eine tragische Liebesgeschichte, die, neben all den Themen, die in meinem Antrag seinerzeit aufgeführt wurden, keine Erwähnung darin gefunden hat, nun einen zentralen Platz in dem Buch einnimmt. Der Roman ist sowohl vom Umfang her als auch, was den literarischen Aufwand betrifft, das ambitionierteste Buch geworden, das ich bislang geschrieben habe.

Als persönliche Anmerkung möchte ich dem hinzufügen, dass mich die Tatsache, dass ich *Das schönste Mädchen von Genua* mit Ihrer Unterstützung so habe vollenden können, wie ich es wollte, mehr als je zuvor mit Dankbarkeit erfüllt. Den langen Atem und die intensive

Konzentration, die für das Schreiben eines derartigen Buchs unentbehrlich waren, hätte ich ohne Ihr Interesse an diesem Projekt nur schwerlich aufbringen können.

Bleibt mir noch zu erwähnen, dass der Roman *Peachez, een romance*, den Sie in einem früheren Stadium unterstützt haben, noch immer wächst, auch wenn das alles etwas langsamer verläuft, als ich es seinerzeit erwartet hatte. Dieser Roman scheint am besten im Schatten anderer Projekte zu gedeihen. Doch es liegt mir daran, Ihnen zu versichern, dass ich immer noch unvermindert beabsichtige, diesen Roman zu vollenden.

Ich werde meine Steuerberaterin bitten, Ihnen Einsicht in meine finanzielle Situation zu verschaffen.

Ich möchte gern ein Arbeitsstipendium für das Schreiben eines zweiten Genua-Romans beantragen, der eine ebenbürtige Fortsetzung bzw. ein Spiegelbild von *Das schönste Mädchen von Genua* sein wird. Ich werde es besser erklären.

Obwohl *Das schönste Mädchen von Genua* aus der Perspektive einer Ich-Figur erzählt wird, die den unglaublichen Namen Ilja Leonard Pfeijffer trägt, und obwohl viele Elemente aus der Alltagswirklichkeit Genuas in das Buch eingeflossen sind, ist die Geschichte selbst zu nahezu hundert Prozent fiktiv. Für diesen zweiten genuesischen Roman mit dem Titel *Brieven uit Genua* ist es mein Bestreben, vergleichbare Themen, darunter ausdrücklich auch das Thema der Migration und die Phantasie eines besseren Lebens anderswo aus einer gänzlich autobiographischen Perspektive und in Form langer, thematisch breit gefächerter Briefe an verschiedene Personen zu erkunden, die eine entscheidende Rolle in meinem Leben gespielt haben. Ich habe inzwischen Erfahrung mit dieser Form gesammelt, sie ist mir auf den Leib geschrieben und bietet mir die Gelegenheit, aus jedem einzelnen Brief ein abgeschlossenes Ganzes rund um eine Reihe verwandter Themen zu machen. Ich benutze dazu das unterschiedlichste Material, etwa Beobachtungen, Erinnerungen, Beschreibungen, Reflexionen, Vorfälle, Träume und Ängste. Jeder einzelne Brief muss wie eine abenteuerliche Achterbahnfahrt sein, die den Leser nach einigen schwindelerregenden Loopings wieder am Ausgangspunkt absetzt.

Trotz dieser Form würde ich *Brieven uit Genua* nicht als Briefroman bezeichnen wollen. Und trotz des maximalen autobiographischen Gehalts ist es keine Autobiographie. Mir liegt daran, es als einen Roman zu betrachten, weil ich mittels einer Staffel von Briefen eine abgeschlossene Geschichte über die Entwicklung einer Person erzählen möchte. Dass ich selbst diese Person bin, werde ich an keiner Stelle verleugnen, doch es wird mein ausdrückliches Bestreben sein, dafür zu sorgen, dass dies für den Leser letztlich irrelevant ist. Das Buch soll keinen Rückblick auf die unzusammenhängende Serie von Ereignissen bieten,

die zufälligerweise mein bisheriges Leben darstellt, sondern eine zusammenhängende, auf mein eigenes Leben bezogene Suche nach den Themen und Obsessionen, die ich in anderer Form auch in meinem übrigen Werk zur Sprache bringe und die meiner festen Überzeugung nach Zeichen dieser Zeit sind.

Ein entscheidender Bestandteil dieses Projekts ist es jedoch, dass ich jeden einzelnen Brief tatsächlich an den Adressaten schicke. Bis jetzt habe ich das gemacht. Was ich mit dieser Spielregel erreichen möchte, ist, dass ich mich zwingen, alles, was ich schreibe, als eine performative Tat und eine kommunikative Handlung zu betrachten, die potentiell Folgen für meine Beziehung zu den Liebsten haben kann, denen ich schreibe. Und sie lesen es nicht am Schluss, wenn das Buch in den Auslagen liegt, sondern während ich es schreibe. Die Reaktionen nehme ich nicht mit auf. Ich bin der Autor, nicht sie. Doch ihre Antworten berühren mich durchaus und beeinflussen mich in dem, was ich schreibe und worauf ich mich dann wiederum explizit beziehe. Ich würde fast von einem interaktiven Roman sprechen, wenn ich nicht vom ersten bis zum letzten Buchstaben das Sagen haben möchte. Doch da lauert eine Gefahr. Sie sitzt still und leise im anderen Raum, grinst und wartet geduldig auf ihre Chance, um zuzubeißen und mir die Regie aus den Händen zu schlagen, wenn mich die Antwort eines Adressaten aus dem Gleichgewicht bringt oder ich aus Angst davor bei mir die Neigung verspüre, nicht das zu schreiben, was ich vorhatte zu schreiben. Dieses Biest brauche ich. Es wird mich provozieren, während ich es meinerseits mit meinem kleinen, gemeinen Finger zwischen seinen scharfen Zähnen reize und piesacke. Es wird mich wach und fern von den weichen Cremeschnittchen aus rosaglasierten Geständnissen halten, die scheinbar ohne Konsequenzen auf den Nachttischen frisch verrenteten Weibsvolks aus der Provinz landen können, das seit dem explodierten Hähnchengrill auf dem Straßenfest vor fünf Jahren nichts mehr erlebt hat. „Ach, das ist nicht schade“, sagte Wim damals. „Sie waren sowieso schon tot.“

Ich habe nichts gegen frisch verrentetes Weibsvolk aus der Provinz, verstehen Sie mich nicht falsch. Sie verdienen Besseres. Das ist mein Punkt.

Und dann noch etwas. Ich muss ungefähr sechzehn Jahre alt gewesen sein. Vielleicht ein Jahr älter. Seit Kurzem schrieb ich gelegentlich Gedichte, obwohl ich noch ungefähr doppelt so alt werden musste, bevor ich etwas schreiben sollte, das publikabel war. Doch das wusste ich da noch nicht. Ich war sehr stolz auf die Verse, die ich damals schrieb. Um mich an dem einen oder anderen Gedichtwettbewerb für Schüler zu beteiligen, hatte ich ein richtiges Buch davon gemacht. Ich hatte die Gedichte auf der Schreibmaschine meines Vaters abgetippt und mit Nadel und Faden von meiner Mutter in einen violetten Schutzumschlag

eingenäht. Das war mein erstes Buch. In einer Auflage von *einem* Exemplar. Mein Urbuch. Vielleicht liegt es noch irgendwo in dem einen oder anderen Archiv einer Institution, die in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts Gedichtwettbewerbe für Schüler veranstaltete. Der Titel lautete *Brieven uit Genua*. Ich lüge nicht. Obwohl ich die Gedichte glücklicherweise vergessen habe, erinnere ich mich noch genau an den Titel. Genua war zu der Zeit für mich nicht mehr als ein Punkt im Schulatlas, ein wohlklingender Name, eine symbolische Stadt in der fernsten vorstellbaren Ferne. Dass ich tatsächlich jemals dorthin ziehen, geschweige denn dort sesshaft werden würde, lag, als ich sechzehn war, weit jenseits dessen, was ich mir in meiner doch so krankhaft wuchernden Phantasie hätte vorstellen können.

Nun, da ich statistisch gesehen ungefähr in der Mitte meines Lebens stehe und ein neues Leben in dem Land begonnen habe, dessen größter Dichter sowohl das neue Leben als auch die Mitte seines Lebenswegs besungen hat, ist für mich der erlesene Moment gekommen, mein Urbuch doch noch zu schreiben und darin sowohl das neue Leben zu beschreiben, als auch auf die Hälfte des Wegs zurückzublicken, der hinter mir liegt und mich von einer Phantasie über Genua und Dichtertum in das wahre Genua und zu einem Buch geführt hat, in dem ich wahrheitsgemäß den Werdegang dieses Dichtertums, die Freuden und Leiden des Schriftstellerdaseins sowie ein Leben reflektieren kann, das sich so unlösbar mit dem Schreiben verflochten hat, dass ich mich selbst als Figur in meinem eigenen Roman wiederfinde.

Es wird Ihnen deutlich sein, dass die *Brieven uit Genua* einen zentralen Platz in meinem Oeuvre einnehmen werden. Der Schriftsteller und Dichter Gerrit Komrij richtete sich immer zehn Zentimeter in seinem Sessel auf, bevor er das Wort „Oeuvre“ aussprach. Als müsse er ein Ei legen. Ich versichere Ihnen, dass ich diese als Relativierung gemeinte Gymnastikübung soeben imitiert habe. Das Projekt beinhaltet nicht nur die Realisierung meines Urbuchs, es ist in gewisser Weise auch die letzte Fortsetzung einer Suche, die bereits mit meinem Debüt begonnen hat, die Suche nach dem Verhältnis zwischen Phantasie und Wirklichkeit, Fiktion und Fakt, Wunsch und Wahrheit, Schreiben und Leben sowie nach einer Möglichkeit, diese Bereiche ineinanderfließen zu lassen. Es ist ein Thema, das den Kern von Romanen wie *Rupert, een bekentenis* oder *Het ware leven, een roman* und ganz ausdrücklich auch *Das schönste Mädchen von Genua* ausmacht, wie auch den meines Buchs über *Second Life*, des Buchs über meine Fahrradtour, des Theaterstücks *Malpensa* und, wengleich auf weniger auffällige Weise, fast all meiner Gedichte. *Brieven uit Genua* handelt vom Schreiben, so wie *Het geheim van het vermoorde geneuzel* und mein literarisches Selbsthilfebuch. Es geht um den Traum von einem besseren Leben anderswo, so wie in

meinem Fahrradbuch und in *Das schönste Mädchen von Genua*. Es handelt vom Fernweh, das ich schon als Sechzehnjähriger hatte, als ich den exotischen Namen Genua auf den violetten Schutzumschlag meines ersten Buchs schrieb. Doch das Wichtigste ist vielleicht noch, dass die *Brieven uit Genua* etwas Neues sind, das mit *Het ware leven, een roman* eingeleitet und in *Das schönste Mädchen von Genua* fortgesetzt wurde, um schreibend den Akt des Schreibens zu thematisieren und die Infrastruktur des Buchs nicht der Sicht zu entziehen, sondern sie auf schamlose Weise auffällig außenherum anzulegen, so wie beim Centre Pompidou in Paris.

Eine Reihe von Briefen ist im vorigen Jahr in *HP/De Tijd* in der monatlichen Rubrik „Post aus Genua“ veröffentlicht worden. Diese Verpflichtung hat übrigens inzwischen wegen einer Änderung der Redaktionslinie des Blattes ein Ende gefunden. Des Weiteren ist dem Projekt auf andere Weise keine finanzielle Unterstützung gewährt oder eine solche beantragt worden. Es liegt also bereits einiges an Material in veröffentlichungsfähiger, mehr noch: in veröffentlichter Form vor. Unabhängig davon habe ich in letzter Zeit, nach dem Abschluss von *Das schönste Mädchen von Genua*, eine mehr oder weniger gleiche Anzahl allerdings beträchtlich längerer Briefe geschrieben. Mit Blick darauf scheint es mir realistisch, dass ich den Briefroman *Brieven uit Genua* im Laufe des Jahres 2014 werde beenden können. Vom Umfang her werden die *Brieven uit Genua* dem des *Schönsten Mädchens von Genua* entsprechen oder sogar noch voluminöser ausfallen: Ich schätze, vierhundert Seiten oder mehr. Für die *Brieven uit Genua* wurde ein Standardvertrag mit der Uitgeverij De Arbeiderspers geschlossen. Angesichts des hohen autobiographischen Gehalts des Romans wird eine Veröffentlichung in der prestigeträchtigen Privé-domein-Reihe der Arbeiderspers nicht ausgeschlossen. Wenn mir der Höchstbetrag für ein Arbeitsstipendium zuerkannt werden würde, stünden mir ausreichende Mittel zur Verfügung, um mich voll und ganz diesem Projekt widmen zu können.

Ohne dass ich Ihr Urteil – das, soweit es mich betrifft, in der Vergangenheit über jeden Zweifel erhaben war und dem ich auch nun mit dem größtmöglichen Vertrauen entgegensetze – mit dieser abschließenden Überlegung in irgendeiner Weise beeinflussen möchte, muss ich gestehen, dass mir der Gedanke gekommen ist, auch den vorliegenden Brief zum Bestandteil des Romans zu machen. Es ist eine Überlegung, die ich einzig und allein deshalb erwähne, weil sie eine adäquate Illustration meiner Ambitionen für dieses neue Buch darstellen könnte: wahrhaftig zu sein. So wahrhaftig, dass Sie und unsere Leser nicht so sehr mit einem fix und fertigen Produkt konfrontiert, sondern in einen Prozess einbezogen werden. Die *Brieven uit Genua* sollen nicht nur in dem Sinne literarisch sein, dass Literatur und Schreiben darin ein wichtiges Thema darstellen, sondern auch in dem Sinn, dass die Entstehung des Buchs selbst

darin ausdrücklich thematisiert wird. Es geht mir nicht nur um die Tasse warmen Kakao, sondern mehr noch um die Krankenschwester, die nun schon seit Jahr und Tag auf den Droste-Kakaopackungen prangt und ein Tablett mit einer Packung Kakao in der Hand hält, auf der sie mit einer Packung Kakao abgebildet ist, auf der wiederum ihr Bild prangt. So muss dieser Roman werden.

[S. 606-613]

Zweiundvierzigster Brief

Genua, 7. Februar 2015

Liebe Gelya,

soll ich Dir mal erzählen, wie es ist, eine Woche lang der berühmteste Dichter der Niederlande zu sein? Ich hatte dieses Jahr die Ehre, das Poesiegeschenk schreiben zu dürfen, den Gedichtband, der während der Poesiewoche, der kleinen, wagemutigen Schwester der Buchwoche, beim Kauf von Poesie ab einem bestimmten Betrag gratis dazugelegt wird. Und deshalb durfte ich in den letzten Tagen eine zentrale Rolle spielen.

Von all den Dingen, die dich als Dichter des Poesiegeschenks erwarten, erwartet dich eines am meisten, und das ist Eppo van Nispen tot Sevenaer. Er ist der Direktor und die offenerzige Gallionsfigur der CPNB, der Collectieve Propaganda van het Nederlandse Boek, die sowohl die Poesie- als auch die Buchwoche organisiert. Strotzend vor guter Laune hat er seine eigene Unentrinnbarkeit zu einer wahren Kunst erhoben. Steht man kurz draußen vor der Tür des Künstlereingangs des Schauspielhauses, um vor Beginn der Vorstellung in Ruhe eine Zigarette zu rauchen, kommt er von der anderen Straßenseite her quer durch den wild hupenden Verkehr angehüpft, das Smartphone im Anschlag, um ein Selfie mit dir zu machen. Steht man einen Moment pissend in der Herrentoilette, kommt er mit einem breiten Lächeln tiefempfundener Dankbarkeit für dein in seinen Augen überirdisches künstlerisches Können auf dich zu und küsst dir die begnadete rechte Hand. Gewährst du ihm die Gunst, das Wort an ihn zu richten – oder auch nicht –, wird er sich auf die Zehenspitzen stellen, um dich zu umarmen und sein freudestrahlendes Haupt weinend an deine Brust zu legen. Wo du auch bist, wird er, hüpfend vor Begeisterung, herumeppoen, um sich an deiner Nähe zu laben. Irgendwann sah ich ihn sogar schon in meinen Träumen.

Die CPNB hatte mich ordentlich ans Werk gesetzt. Das fing schon mit einem Auftritt im Fernsehprogramm *Pauw* am 1. September vorigen Jahres an und setzte sich mit einer Pressekonferenz bei *Vers voor de Pers* am 8. Januar und einem speziellen Pressetag mit Interviewterminen am Tag danach fort. Ab elf Uhr vormittags saß ich im Stadslokaal Burgerzaken in Leiden und absolvierte einen Interviewmarathon mit der Presse. Alle großen Zeitungen kamen vorbei. Jeder hatte eine Stunde. Die meisten brachten auch noch einen

Fotografen mit. Dieses Ballett aus eintreffenden und abziehenden Journalisten und Fotografen mit ihren Lampen und Stativen stand unter der Regie eines liebevollen, blonden CPNB-Mädchens, das von einem Extratisch aus alles genauestens verfolgte und keine Furcht hatte, gebieterisch einzugreifen, wenn ein Interviewer seine Zeit zu überschreiten drohte. Um acht Uhr abends war ich fertig. „Wir haben so viele Interviews mit dir gelesen, dass wir deinen Tag nahezu rekonstruieren konnten“, sagte Sander Pleij vom Wochenblatt *Vrij Nederland*, als er mich mit der Bitte anrief, einen Artikel über meine Beobachtungen zu schreiben. „Gegen halb eins hast du dein erstes La Chouffe zu dir genommen. Zu Mittag hast du ein Lachsbrötchen gegessen und später eine große Platte mit Bitterballen anrücken lassen. Das muss gegen sieben gewesen sein. Kurz vor dem Mittagessen bist du einen Moment mit dem Fotografen von *de Volkskrant* nach draußen gegangen. Und ab etwa drei Uhr wurdest du merklich ausgelassener in deinen Antworten.“

Während der Poesiewoche selbst, die übrigens erheblich länger dauerte als eine Woche, war ich womöglich noch unentrinnbarer als Eppo van Nispen. Dank der Bemühungen der CPNB war ich überall: von Antwerpen bis Groningen, von Rotterdam bis Nijmegen und von Amsterdam bis Geldrop. Um mich zu vermeiden, musste man sich schon sehr anstrengen. Ich hatte keinen Tag frei und meist mehrere Pflichttermine am Tag. Und was man dann macht, ist immer ungefähr dasselbe. Ein bisschen vorlesen, Fragen beantworten, signieren. Nun habe ich das in den letzten Jahren, seit ich vom Schreiben lebe, schon öfter gemacht, vielleicht sogar Hunderte von Malen. Und doch gab es da einen Unterschied. All die Hunderte von Malen zuvor war ich vielleicht tief in meinen Gedanken der berühmteste Dichter der Niederlande, doch jetzt war ich es für die Dauer einer Woche einmal offiziell. Ich habe selten so volle Säle gehabt. Ich habe mir die Hand lahm signiert. Und derweil saß ich da und dachte bei mir, dass ich nicht vergessen sollte, es zu genießen. Manchmal dauerte es eine geschlagene Stunde, um die ganze Schlange wegsigniert zu bekommen. Das kommt natürlich teils daher, dass ein Gratisbuch einen sehr viel reißenderen Absatz findet als ein Buch, für das die Leute bezahlen müssen. Es kommt aber auch daher, dass ich eine ziemlich komplizierte und relativ zeitraubende Unterschrift habe, die ich schon mehrfach verflucht habe. Aber nun ja, des überwältigenden Interesses wegen mitten in der Poesiewoche die eigene Unterschrift einzukürzen, ist auch so was. Das wäre erst recht eitel.

Während des Signierens wollen die meisten Leute dir auch immer noch kurz was sagen. Oft ist das ein kleines Kompliment, aber manchmal wollen sie auch loswerden, dass sie eine Meinung zu irgendetwas haben, oder sie dringen darauf, dass wir doch ganz bestimmt einen gemeinsamen Bekannten haben, so sehr du auch darauf beharrst, ihn oder sie nicht zu

kennen. Diese Leute halten den Laden ganz schön auf, und die Kunst ist es, trotzdem nett zu ihnen zu bleiben. Inzwischen habe ich ein hübsches Repertoire an Standardantworten, die das Tempo wahren und dennoch höflich klingen. Trotzdem ist es mir ein einziges Mal passiert, dass ich tatsächlich sprachlos war. Eine Frau in schon etwas reiferem Alter, die geduldig in der Schlange gestanden und gewartet hatte, begab sich mit einem Gedichtband an mein Tischchen und sagte, als sie endlich an der Reihe war, mit lauter Stimme: „Mein Freund ist vor zehn Jahren an freiwilliger Sterbehilfe verschieden, und als ich ihn kurz davor fragte, was sein letzter Wunsch wäre, sagte er, dass er gern Ihre Gedichtbände hätte. Na, die haben ihn dann hübsch in seinen Sarg begleitet. Und könnten Sie mir diesen Band hier vielleicht für meinen neuen Freund signieren?“

Ist das alles denn nicht ermüdend? Ja, es ist ermüdend, aber es lässt sich, unter der Bedingung, dass die Logistik vorbildlich ist, aushalten. Mein Manager hatte in Absprache mit der CPNB für die gesamte Woche einen Wagen mit Chauffeur organisiert. Das hört sich nach Luxus an, aber es ist eine bittere Notwendigkeit. Man muss abgeholt und nach Hause gebracht werden, und man muss zwischendurch in Stille auf dem Rücksitz eindösen können, sonst hält man es keine drei Tage durch. Und irgendwann zwischen deinem Nachmittags- und dem Abendprogramm muss es eine warme Mahlzeit geben. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit, aber es ist etwas, das deinem Terminkalender abgetrotzt werden muss. Als das in Groningen fast einmal schiefgegangen wäre, sank meine Laune sogleich auf das Niveau eines Höhlenbewohners während eines Unwetters.

Und während ich irgendwo auf einer niederländischen Schnellstraße auf dem Rücksitz meines Mercedes langsam meine Gedanken verrinnen ließ, wurde ich für einen kurzen Moment nach Italien zurückversetzt. Das Autoradio berichtete über die Amtseinführung Sergio Mattarellas als zwölftem Präsidenten der Republik. Der rasende Reporter von Radio 1 war vor Ort in Rom, als der Präsident einen Kranz auf den Altar des Vaterlands legte. Eine ausgezeichnete Gelegenheit für ein kleines Vox pop. Auf Italienisch mit einem schweren niederländischen Akzent fragte er irgendeinen der Umstehenden: „Mattarella? Der richtige Präsident für ein gespaltenes Land?“ „C'è di peggio“, antwortete der Mann. Es hätte schlimmer sein können. „Nun ja, Sie hören es“, sagte der aufgeregte Berichterstatter, „diesem Mann zufolge ist er wirklich der allerbeste Präsident, den er sich nur hätte wünschen können.“ Als er dieselbe Frage noch einmal einer Frau stellte, flogen gerade die Frece Tricolori über ihre Köpfe hinweg, die Düsenjäger, die Rauch in den Farben der italienischen Trikolore absondern. „Ecco le Frece“, sagte die Frau. „Non le ho mai viste nella mia vita. Sono bellissime.“ Sie habe sie noch nie in ihrem Leben gesehen und finde sie sehr, sehr schön.

„Nun, Sie hören es“, sagte der Reporter mit sich vor Aufregung überschlagender Stimme.
„Diese Frau sagt, dass es der allerschönste Tag ihres Lebens sei.“

Was die Poesiewoche für mich ebenfalls schwer machte, war die Tatsache, dass ich überall, wo ich war, eine doppelte Agenda hatte. Offiziell war es einfach. Ich hatte das Geschenk geschrieben, *Giro giro tondo*, und der Auftrag der CPNB lautete, dem so viel Bekanntheit wie nur möglich zu verschaffen. Ich sollte das Geschenk und damit die CPNB promoten. Das funktionierte übrigens vorzüglich. Trotz der für Poesie unvorstellbaren Auflage von zweiundzwanzigtausend Exemplaren war sie innerhalb von drei Tagen weg. An sich ist es natürlich eine äußerst geile Vorstellung, dass mein Gedichtbändchen jetzt in zweiundzwanzigtausend Bücherregalen steht, doch bei Licht betrachtet bringt es mir nicht besonders viel ein. Es handelte sich um einen Schreibauftrag der CPNB, für den ich ein einmaliges und ziemlich dürftiges Honorar in Höhe von viertausend Euro bekommen habe, und es wurde kostenlos verteilt, so dass ich keine Tantiemen pro verkauftem Exemplar bekomme. Doch der geheime Schlachtplan, den ich zusammen mit meinem Verleger Peter Nijssen geschmiedet hatte, sah vor, den Gedichtband *Idyllen* zeitgleich herauszubringen und von der Publizität zu profitieren, die durch die CPNB generiert würde. Es war also meine Aufgabe, das Interesse am Geschenk zu nutzen, es auf den neuen Gedichtband umzulenken und überall, wo ich auf dem Programm stand, um aus *Giro giro tondo* vorzulesen, dieses Programm dergestalt über den Haufen zu werfen, dass sich die Aufmerksamkeit vor allem auf *Idyllen* richtete. Das Geschenk lief sowieso gut. Am Verkauf des regulären Gedichtbands ließ sich verdienen, und das bot eine exquisite Gelegenheit, auf den Wellen zu reiten, die der CPNB aufgeschäumt hatte. Doch dazu musste ich schlau sein, und schlau sein ist ermüdend.

Am besten war das letzte Wochenende, an dem das schöne Mädchen mit der Nase und den kleinen, blonden Locken mitkam. Am Freitagabend waren wir im neuen TivoliVredenburg in Utrecht zum Finale der niederländischen Poetry-Slam-Meisterschaft. Ich war dort Ehrengast und Mitglied der Jury. Mit Poesie hatte das vielleicht nicht alles gleichermaßen viel zu tun, doch es war ein überraschend lebendiger Abend, eine spritzige Show des *spoken word* vor einem erfrischend jungen Publikum. Einer der teilnehmenden Dichter war ein sehr talentierter junger Mann aus Antwerpen. Er war überhaupt kein Slammer, sondern ein echter Dichter, virtuos und sprachbegabt, der außerdem zufällig auch noch fantastisch vortragen konnte. Er wurde Zweiter, hätte jedoch gewinnen müssen. Sein Name war Max Greyson. Vielleicht hören wir noch mal etwas von ihm. Jedenfalls habe ich ihn der Aufmerksamkeit Peter Nijssens empfohlen. Der Abend endete tief in der Nacht in der

legendären Utrechter Kneipe De Bastaard mit meinem Jurykollegen Lucky Fonz III, der sich als außerordentlich amüsante Gesellschaft erwies.

Wir schliefen im Apollo Hotel gegenüber dem Bahnhof Utrecht Centraal, aus dem zu jeder Stunde ein deprimierender Nachtzug nach Leiden abfuhr. Doch aus dem Schlafen wurde nicht viel. Um neun Uhr morgens kam der Chauffeur und holte uns ab, um uns ins Funkhaus nach Hilversum zu bringen, zu einem Livegespräch in der *Nieuwsshow*, einer der meistgehörten Sendungen im Äther. Ich hatte das meinen Manager, ohne Mitwissen der CPNB, über unseren gemeinsamen Freund Onno Blom regeln lassen, der der feste Buchrezensent der Sendung ist. Ich bin dort schon öfter zu Gast gewesen und weiß, dass es zwischen den Moderatoren Mieke van der Weij beziehungsweise Peter de Bie und mir immer gut funktioniert. Das Gespräch, das sich ausschließlich um *Idyllen* drehte, dauerte gut zehn Minuten. Und trotz oder vielleicht gerade wegen meines Schlafmangels wurde es ein ausgelassenes, enthusiastisches und gelegentlich sogar lustiges Gespräch. Das schöne Mädchen saß hinter der Scheibe im Regieraum und lachte.

Von Hilversum aus wurden wir nach Rotterdam gebracht, für einen Auftritt im RO Theater, den das Poetry International Festival organisiert hatte. Es war das vielleicht schönste Line-up, in dem ich jemals gestanden habe, mit den „Dichtern des Vaterlands“ der Niederlande und Belgiens, Anne Vegter und Charles Ducal, sowie der südafrikanischen Dichterin Antjie Krog. Seitdem ich sie vor Jahren einmal in Durban getroffen hatte, bin ich ein leidenschaftlicher Bewunderer von ihr. Sie ist eine der beeindruckendsten Personen, die ich kenne, und eine fabelhafte Dichterin dazu. Ihr Vortrag in Rotterdam hat mich gerührt. Mir stiegen doch tatsächlich Tränen in die Augen. Das habe ich normalerweise nie bei Poesie. Vielleicht hatte mich der Schlafmangel sentimental gemacht.

Und im Auto zurück nach Leiden wurde ich noch sentimentaler. Ich war so glücklich, dass das schöne Mädchen bei mir war: mit ihren kleinen, gemeinen Witzen über alles und jeden und ihrer Fähigkeit, gleichzeitig romantisch genug zu sein, um mit ihren kleinen, gemeinen Witzen nicht alles kaputtzumachen. Das ist etwas, das ich mit fast niemanden so gut kann wie mit ihr: gemeinsam Dinge erleben und darüber lachen. Sie ist meine Verbündete und meine Kampfgefährtin.

Wir konnten zusammen ausschlafen. Am Nachmittag darauf war das große, allesentscheidende Heimspiel in der Leidener Buchhandlung Kooyker in der Breestraat vor einem ausverkauften Saal. Um zwei Uhr. Und anschließend ein Meet and Greet im Atelier von Casper Faassen für potentielle Käufer unserer limitierten Ausgabe von *Giro giro tondo*. Ach ja, vor der Veranstaltung bei Kooyker noch ein Fotoshooting. Und um elf Uhr ein Live-

Interview mit Radio 4. Doch das ließ sich telefonisch machen. Dafür musste ich mich nicht anziehen. Das ging auch im Morgenmantel. Denn soweit ich weiß, hört man das nicht.

Das Allerschwerste an der Woche war zugleich das Allerschönste, so wie das im Leben öfter mal der Fall ist. Es ist ein wahrhaft tief berührendes Erlebnis, in kurzer Zeit so viele Leser zu treffen, doch gleichzeitig ist es eine nahezu unmenschliche Aufgabe, ihnen allen die Aufmerksamkeit zu geben, die sie verdienen. Und immer wieder gibt es da den einen Auftritt, der zu viel ist, oder den einen Veranstalter, der sich vor Ort überlegt, dass es doch so schön wäre, wenn du auch während des Abendessens ein kleines Gedicht vorlesen könntest, oder den einen braven Gesellen, der, während du an der Bar stehst, kommt und noch um eine Unterschrift bittet, nachdem du gerade beschlossen hattest, dass du für diesen Tag endlich fertig wärst.

An dem einzigen Abend, an dem ich in Leiden war, *bevor* meine Stammkneipe zumachte, habe ich mit leeren Augen an der Theke gestanden, geistesabwesend mein La Chouffe schlürfend und nicht in der Lage, auch nur ein Wort mit jemandem zu wechseln. In dem Moment wurde ich nur noch von dem Gedanken auf den Beinen gehalten, dass mein Rückflugticket nach Italien schon gebucht war. Als ich gestern wieder in Genua auf dem kleinen Platz vor meinem Haus saß, wo niemand weiß, was ich schreibe, wurde mir erst bewusst, wie herrlich es eigentlich gewesen war. Und heute Morgen sah ich in der niederländischen Zeitung, dass doch tatsächlich ein Gedichtband auf der Liste der zehn meistverkauften Bücher der letzten Woche steht. *Idyllen*, mit Deinem wunderbaren Foto auf dem Umschlag, prangt auf dem achten Platz.

[S. 684-690]

Sechsvierzigster Brief

Genua, 19. Mai 2015

Liebe Gelya,

„Was hast du gemacht?“, fragte ich Stella. Es war Morgen. Wir lagen im Bett. Wir waren gerade aufgewacht. „Hast du mich heute Nacht vergewaltigt oder so?“

„Wieso?“

„Mir tut unheimlich der Arsch weh.“

„Ach was“, sagte sie. „Das kann nicht sein.“ Sie legte den Kopf auf meine Schulter und streichelte mir die Wange. „Ich bin ganz sanft und zärtlich.“ Sie lachte. „Wirklich.“

Als es nach zwei Tagen noch immer nicht besser war, begann sie sich ihre ersten Diagnosen auszudenken. Nach der Arbeit kam sie mit einer großen Plastiktüte von der Apotheke auf die Piazza. Darin befanden sich eine Hämorrhoidensalbe, schmerzstillende Cremes auf Cortisonbasis sowie probiotische Tabletten, die gut für die Darmflora sein sollten.

„Hämorrhoidensalbe?“

„Du brauchst dich dafür nicht zu schämen“, sagte sie. „Das hat jeder.“

„Aber warum so viel?“

„Ich will, dass du schnell wieder gesund wirst. Außerdem war es ein Sonderangebot.“

Sie zeigte mir, dass die Tuben mit verschiedenen praktischen Tüllen und Verlängerungsstücken versehen waren, um die interne Anwendung der Salbe zu vereinfachen. Sie lachte dabei fröhlich. Sie fand das alles fast ein bisschen zu lustig.

Während ich mein Bestes gab, daran zu glauben, dass die Salben und Tabletten halfen, verbesserte sich mein Zustand nicht wirklich. Aber ich machte mir keine Sorgen. Es würde schon von selbst wieder besser werden, so wie alles immer von selbst wieder besser wird. Unterdessen pflegte Stella mich voller Hingabe. Sie kochte Minestrone und *Pasta in bianco* für mich, nachdem sie mich auf die Couch gelegt, mit sanften, langen Fingern gut zugedeckt und unter ihren Küssen begraben hatte. Täglich verfeinerte sie ihre Diagnose und die Therapie und brachte neue Plastiktüten aus der Apotheke mit. In der Zwischenzeit hatte sie das niederländische Wort für Hintern, *kont*, gelernt und dachte sich ständig neue Scherze dazu aus. Ich fand Blut in meinem Stuhl, was ihr zufolge ein gutes Zeichen war. Das sei völlig

normal bei Hämorrhoiden. Ich hatte das Gefühl, Fieber zu haben. Sie fühlte mir mit ihren sanften, warmen Händen die Stirn und beruhigte mich.

Am Freitagabend ging sie zu ihrer Mutter zum Essen. Sie kam auf der Piazza vorbei, um mir Tschüss zu sagen und zu fragen, wie es mir gehe. Aus Spaß hatte sie ein Thermometer gekauft. An einem Tisch auf der Terrasse maßen wir lachend meine Temperatur. Ich hatte 39,2. Daher beschloss ich, mich ins Bett zu legen.

Als sie gegen Mitternacht vom Abendessen bei ihrer Mutter zurückkam, machte sie mich wach. Sie habe einen Arzt aufgetrieben, der mich besuchen kommen würde.

„Am Freitag um Mitternacht?“

„Schaffst du es aufzustehen? Ich habe mich unten, in meiner Wohnung, mit ihm verabredet. Er ist in einer halben Stunde da.“

Der Arzt war ein syrischer Flüchtling, der in der Via Maddalena wohnte. Stella kannte ihn persönlich und hatte ihm mit all ihren Kontakten geholfen, seinen Sohn und dessen schwangere Frau aus dem Kriegsgebiet herauszuholen und Asyl für sie zu regeln, so dass sie in Italien zu ihm stoßen konnten. Der syrische Arzt war ihr also noch einen Gefallen schuldig.

„Wann hat das angefangen mit den Schmerzen in Ihrem Arsch?“

Stella beantwortete alle Fragen, ich brauchte nichts zu sagen. Sie sprach für mich. Zugleich gab sie aus der Erinnerung eine genaue und komplette Zusammenfassung der verschiedenen Hämorrhoidensalben, die ich bis dahin benutzt hatte.

Der syrische Arzt hörte mit regloser Miene zu. Dann wandte er sich mir erneut zu. „Sie rauchen? Sie müssen mit dem Rauchen aufhören. Sie trinken? Sie müssen mit dem Trinken aufhören. Sie müssen viel Gewicht verlieren. Jetzt müssen wir schauen Ihren Arsch. Hose und Unterhose aus und auf Händen und Knien hier auf die Couch und Ihren Arsch hoch. Nein, höher. Stella, hast du vielleicht eine Taschenlampe für mich?“

Ich hatte einen riesigen Abszess. Er war aufgeplatzt und hatte sich entzündet. Der syrische Arzt hielt eine Operation für unvermeidlich. Für die Zeit bis dahin verschrieb er mir Antibiotika. Er krickelte das Rezept auf die Rückseite eines Briefumschlags. Am nächsten Abend werde er wiederkommen und die Wunde säubern. Er nannte den Namen eines gewissen Dr. Giordano, eines spezialisierten Proktologen, der der geeignete Mann sei, um den chirurgischen Eingriff vorzunehmen. Ich gab dem syrischen Arzt die Hand. Stella fuhr mit dem Taxi zur Nachtapotheke, um die verschriebenen Antibiotika zu holen.

„Natürlich lasse ich mich nicht operieren“, sagte ich, als sie zurückkam.

„Komm mal her. Ich halte dich fest. Mach dir mal keine Sorgen. Ich pass auf, das alles gut wird.“

Dank der Antibiotika fühlte ich mich am nächsten Tag schon sehr viel besser. Das Fieber hatte sich gesenkt. Der Schmerz war weniger geworden. Stella spürte den mysteriösen Dr. Giordano auf und machte einen Termin für drei Tage später. Abends kam der syrische Arzt wieder. Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre es nicht nötig gewesen, ich hätte ihm auch gern abgesagt. Aber nun gut, vielleicht konnte es nicht schaden, die Wunde reinigen zu lassen. Er hatte Stella erklärt, was er benötigte, und sie hatte es besorgt. Das Ganze passte nicht einmal in *eine* große Plastiktüte. Als ich das sah, hätte ich bereits ins Grübeln kommen sollen. Und wäre es mir nicht zu viel Mühe gewesen, den Inhalt zu inspizieren, hätte ich gesehen, dass es sich um Injektionsnadeln, verschiedene Flüssigkeiten in Halbliterflaschen aus Glas und große Mengen an Verbandstoff handelte.

Nachdem Stella auf Anweisung des syrischen Arztes ihre Couch, den Boden und die Möbel mit Plastik und alten Zeitungen abgedeckt hatte, durfte ich wieder auf Händen und Knien und hochgerecktem Hintern auf der Couch Platz nehmen. Und an ihm begann der Syrer dann eine Probe unverfälschter Kriegschirurgie zum Besten zu geben. Ohne Betäubung wurde der eiternde Abszess mit riesigen Nadeln punktiert. Der Eiter und das Blut flossen mir an den Schenkeln hinunter. Die Zeitung, auf der ich hockte, war bald völlig von der widerlichen, bräunlichen Flüssigkeit durchweicht. Er stach eine neue, größere Nadel in das eiternde Geschwür. Ich schrie vor Schmerzen. Er brauchte Salbe. Aber all meine Salben lagen oben in meiner Wohnung. Stella ging und holte sie. Und so saß ich minutenlang in Hündchenstellung da, auf einem mit Zeitungen abgedeckten Zweisitzer in einer Wohnung, die nicht die meine war, einsam zurückgelassen in der Gesellschaft eines blutrünstigen Syrers, während es mir aus dem Hinterteil troff wie einer läufigen Hündin, und wartete auf eine Tube Hämorrhoidensalbe. Ich glaube, dass sogar Oscar Wilde unter diesen Umständen Mühe gehabt hätte, ein passendes Bonmot zu formulieren. Der Syrer führte die Salbe so tief ein, dass ich ein flaes Gefühl im Bauch bekam. Er rundete die Behandlung ab, indem er mir ein riesiges Stück Verbandgaze in den After steckte. Es fühlte sich an, als ob er sie mit dem Stiel eines Pömpels feststampfte. Er ging und wusch sich die Hände. Stella dankte ihm ausgiebig für sein Kommen. Ich konnte kein Wort herausbringen. Ich stand unter Schock. Es war eine traumatisierende Erfahrung gewesen. Ich hatte mich an dem Tag besser gefühlt, aber das hatte sich dank der schonungslosen medizinischen Behandlung spektakulär geändert. Ich konnte nicht einmal mehr sitzen. Stella brachte mich ins Bett und legte sich neben mich, um mir Trost zu spenden.

„Es sind ganz kleine Nadeln aus weichem, biegsamem Material.“

„Das ist lieb von dir, dass du mich beruhigen willst, Stella. Aber solche Dinge erzählt man normalerweise vor der Behandlung, nicht nachdem ich erfahren habe, wie sich die Nadeln anfühlen.“

„Er ist ein guter Arzt. Er hat im Kriegsgebiet gearbeitet.“

„Das habe ich gemerkt.“

Die medizinische Expertise des syrischen Feldchirurgen konnte nicht verhindern, dass ich mich im Laufe der darauf folgenden Tage erheblich besser zu fühlen begann. Zum Zeitpunkt des geplanten Termins mit dem mysteriösen Proktologen Giordano war ich wieder mehr oder weniger der Alte. Aber Stella bestand darauf, dass ich trotzdem gehen sollte. Dr. Giordano hatte seine Praxis in einem imposanten Palazzo in der Via XX Settembre. Wir wurden in sein üppig mit Antiquitäten dekoriertes Studio eingelassen. Er wies auf die Stühle auf der anderen Seite seines Ebenholzschreibtisches. „Wer von Ihnen beiden kann, darf sich setzen.“ Kleiner Proktologenscherz. Er war ein freundlicher, älterer Mann, von dem eine behagliche Ruhe ausging. Er hatte einen südlichen Akzent und die angenehme, leicht erschöpfte südliche Haltung eines Menschen, der gelernt hat, dass die meisten Dinge bereits kompliziert genug sind, um sie noch weiter zu verkomplizieren, und es meist das Beste ist, so wenig wie möglich zu tun. „Einen chirurgischen Eingriff müssen wir natürlich zu vermeiden suchen“, sagte er. Er nahm eine schnelle, diskrete körperliche Untersuchung vor und verschrieb eine Therapie. Ich bekam ein anderes Antibiotikum, Augmentin in 1-Gramm-Tabletten, dreimal täglich über fünf Tage hinweg, in Kombination mit Entrolactis Plus zweimal täglich zehn Tage lang, zweimal täglich ein Zäpfchen Mictalase über zwanzig Tage und zwei Sorten Cremes für vierzig Tage: Gentalyn für die innere Anwendung und Mupiskin für die äußere. Während dieser vierzig Tage müsse ich Diät halten. Ich bekam eine lange Liste mit Gerichten, die in Ordnung waren, und solchen, die besser gemieden werden sollten. „Wenn es so weit ist, lassen Sie einen MRI-Scan machen und kommen wieder. Dann werden wir sehen, ob noch weitere Schritte erforderlich sind.“ Stella fragte nach der Ursache der Erkrankung. Dr. Giordano seufzte tief. Er zuckte mit den Achseln. „Pech“, sagte er. Er begann die Rechnung zu schreiben. Stella nannte ihren Nachnamen. Der Arzt entschuldigte sich, gab ihr die Hand und zerriss die Rechnung.

Stella studierte eingehend die empfohlene Diät. Von Vorgerichten mit *Funghi* und Trüffeln sei abzuraten, aber *Prosciutto crudo* und *Bresaola* seien in Ordnung. Lieber keine gefüllten Pasten wie Tortellini und Ravioli, sondern *Pasta asciutta* mit frischen Tomaten, Olivenöl und Parmesan. Kalb, Kaninchen, Truthahn und Rind seien besser als Ente, Gans oder Wild. Anstatt Forelle, Räucherlachs, Makrele und Schalentieren seien Seebrasse,

Seezunge, Glatthead, Seebarbe, Schwertfisch und frischer Kabeljau zu empfehlen. Mozzarella, *Scamorza*, *Stracchino*, *Provolone* und Emmentaler seien besser als Mascarpone, Pecorino und Gorgonzola. Viel Salat und wenig Gemüse. Lieber keine Gurken, Paprika oder Auberginen und kein Sauerkraut, keinen Spinat oder Kohl. Dann eher Zucchini und Spargel. Viel frisches Obst und keine Orangenmarmelade. Besser Früchtenachtisch, Pudding und Kekse als Schlagsahne und Schokolade. Es machte sie ganz aufgeregt. „Siehst du das, Ilja? Wir können so viele leckere Dinge essen. Ich gehe sofort einkaufen. Ich habe allerhand Ideen.“ Sie fand das alles ein bisschen zu schön. Im letzten Punkt auf der Diätliste ging es um Getränke. Von Bier, Weiß- und Rotwein, Likören und Aperitifs wurde abgeraten. Ich trank schon seit dem Abend, als ich hohes Fieber hatte, keinen Alkohol mehr. Ich beschloss, mich auch in dieser Hinsicht an die Diät zu halten, auf jeden Fall für die Dauer der Antibiotikakur.

In den Tagen, die darauf folgten, pflegte Stella mich mit Liebe. Zweimal am Tag kochte sie für mich. Sie hatte nicht gelogen. Auf Basis der Diätvorschriften schuf sie eine Auswahl an Gerichten, die wirklich lecker waren. Sie fand, dass ich mich gut ausruhen müsse. Wir gingen früh zu Bett. Während sie kochte, musste ich auf der Couch liegen. Der Giro d'Italia hatte begonnen. Sie suchte mir im Fernsehen den Sender mit den Livebildern der Etappe. Sie kam und küsste mich, um mich über die schweren Zeiten hinwegzutrusten, die ich infolge meiner Krankheit gezwungen war durchzumachen.

Und heute wurde mir etwas klar, Gelya. Ich sah mich plötzlich aus der Distanz. Das bin ich jetzt geworden. Ich habe gerade mal anderthalb Monate eine italienische Freundin und liege auf der Couch, umringt von Dutzenden von Tüten aus der Apotheke, und schaue mir Sport an, während sie atemberaubend schön, hochhackig und in Haute Couture Antipasti, *Primi* und *Secondi* für mich kocht, ich bin auf Diät, gehe um zehn Uhr ins Bett, mache am Sonntag Ausflüge in die Berge oder ans Meer und habe schon seit zehn Tagen nichts mehr getrunken. Ich brauche dir nicht zu erklären, dass ich glücklich bin.